

abstrakt

Meine qualitative Forschung zur sozialen Repräsentation der Homosexualität basiert auf der Annahme, dass das Auftauchen homosexueller Identitäten – seien sie nun von Außenstehenden zugeschrieben oder von den Betroffenen internalisiert – als ein soziales Phänomen interpretiert werden kann. Gegenwärtig stehen die Grundlagen dieser Identitäten infrage: In mehr und mehr Gesellschaften können wir beobachten, wie Homosexualität ihre einstige identitätsstiftende Wirkung verliert. Homosexualität steht dort nicht länger im Brennpunkt gesellschaftlicher Aufmerksamkeit, und obwohl gleichgeschlechtliche sexuelle Anziehung ein wichtiger Faktor bei der Organisation des individuellen Lebens bleiben mag, behindert sie doch nicht die soziale Integration der Individuen. Hat Homosexualität in einer Gesellschaft hingegen eine starke identitätsstiftende Wirkung, so kann dies darauf hindeuten, dass diese Gesellschaft von einander ausschließenden, gleichsam monolithischen Identitätsmustern geprägt ist, die eine erfolgreiche soziale Integration von Menschen erschweren.

Sowohl das Konzept homosexueller Identität als auch seine gelebte Realisierung können als ein Ergebnis sozialer Stigmatisierung und Diskriminierung angesehen werden: Je stärker individuelle Andersartigkeit abgelehnt wird, desto umfassender werden persönliche und Gruppenidentitäten um und durch eben diese Andersartigkeit organisiert. Verallgemeinert kann diese Art der Stigmatisierung als gesellschaftliches Symptom interpretiert werden, das die Aberkennung des Rechts auf Andersartigkeit widerspiegelt.

Der analytische Rahmen meiner qualitativen empirischen Untersuchung basiert auf Theorien sozialer Identität und sozialer Repräsentation. Diese Theorien betonen die soziale Konstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeit durch gesellschaftliche Vorstellungen, die ihrerseits in Interaktionsprozessen konstruiert werden. Vereinfacht gesagt beschreiben soziale Repräsentationen die Art und Weise, in der Individuen und Gruppen Wirklichkeit interpretieren. Diese Interpretationen der Wirklichkeit wiederum dienen als Grundlage bei der Herausbildung von individuellen und Gruppenidentitäten. Das Zusammenspiel sozialer Repräsentationen und Identitäten steht im Zentrum von Breakwells Theorie über Identitätsprozesse (Breakwell 1986): Um zu verstehen, was Identität bedroht, d. h. die reibungslose Funktion von Identitätsprozessen behindert, und mit welchen Strategien dieser Bedrohung begegnet wird, ist es notwendig, soziale Repräsentationen zu untersuchen (hier gleichbedeutend mit gesellschaftlichen Vorstellungen und Zuschreibungen).

In diesem Sinne verstehe ich Homosexualität als einen möglichen Ausgangspunkt für die Entwicklung bedrohter Identitäten. Bei dieser Entwicklung nun spielt die soziale Repräsentation von Homosexualität eine entscheidende Rolle. Meine Analysen ergaben, dass die soziale Kategorie Homosexualität ihre identitätsstiftende Wirkung wesentlich durch die negativen Aspekte der gesellschaftlichen Vorstellung von Homosexualität erzielte.

¹ Aus dem Englischen von Arne Dekker, Hamburg

Die Stichprobe

Meine Untersuchung basierte auf einer nicht repräsentativen Stichprobe.² Mein Hauptanliegen bestand darin, typische Fälle vorzustellen, um aus den Lebensgeschichten meiner Befragten allgemeine Verhaltensmuster zu rekonstruieren. Insgesamt befragte ich 49 Männer (mit 31 von ihnen führte ich halbstrukturierte Tiefeninterviews, weitere 18 sandten mir ihre Antworten in schriftlicher Form zu). Das Durchschnittsalter lag bei 33 Jahren, der Jüngste war 19, der Älteste 69. 23 Befragte hatten einen College- oder Universitätsabschluss, weitere 23 hatten weiterführende Schulen besucht, 3 verfügten über einen Hauptschulabschluss. Es existieren keine genauen Daten hinsichtlich des Wohnortes der Befragten, mehr als die Hälfte von ihnen lebte jedoch in Budapest, der Hauptstadt Ungarns, und weitere drei waren gebürtige Ungarn, die außerhalb Ungarns lebten. 43 Männer waren unverheiratet, einer verheiratet und fünf geschieden. Unter den geschiedenen Männern fanden sich die vier ältesten (50, 57, 64 und 69 Jahre alt): sie alle hatten ihre Heirat als ein unvermeidliche gesellschaftliche Notwendigkeit erlebt. Der fünfte geschiedene Befragte war der einzige in der Stichprobe, der sich selbst nicht eindeutig als schwul bezeichnete. Er betonte, sein Interesse an Männern zu überwinden, habe zu seiner Scheidung geführt. Der einzige verheiratete Mann in der Stichprobe lebte mit einem Mann zusammen, nicht mit seiner Ehefrau. Lediglich ein Mann lebte, obwohl er sich selbst als schwul bezeichnete, mit einer Frau zusammen (und unterhielt mit ihr auch eine sexuelle Beziehung). 19 der 49 Befragten hatten feste Partnerschaft mit einem Mann. In der vorliegenden Arbeit analysiere ich lediglich den Zusammenhang zwischen der Bedeutung der Kategorie Homosexualität in Ungarn und den Selbstbildern ungarischer Schwuler.

Situation homosexueller Männer im Ungarn der 80er Jahre

Durch die Hinzuziehung qualitativer Forschungsergebnisse aus dem Jahr 1983 (Kassai 1983) konnte ich in gewissem Umfang die soziale Situation ungarischer Homosexueller vor und nach dem politischen Umbruch miteinander vergleichen. Dabei zeigt sich, dass die soziale Repräsentation von Homosexualität in den frühen 1980er Jahren erheblich negativer als die heutige war. Bei der Beschreibung der Situation Homosexueller in Ungarn in den frühen 80ern spielten folgende Schlüsselbegriffe eine Rolle: *verborgene Identität* (als Folge der Unmöglichkeit eines Coming-out im damaligen sozialen Umfeld), *vorgetäuschte Normalität* (beispielweise durch den Zwang, die "normalen" – heterosexuellen – Rollen zu spielen), *Flucht* und *Selbsthass* (etwa durch eine Scheinehe, Emigration oder gar Suizid).

Die soziale Lage der ungarische Schwulen war in der 80er Jahren durch innere Isolation gekennzeichnet, die sich auf unterschiedlichen Ebenen zeigte. Beispielsweise wussten mehr

² Ich fand meine Befragten durch Anzeigen in dem einzigen in Ungarn erscheinenden Schwulenmagazin *Mások* (sowohl in der gedruckten als auch in der elektronischen Ausgabe im WorldWideWeb). Außerdem wandte ich ein Schneeball-Verfahren an. Zehn junge Männer gewann ich über meine Arbeit in einem Forschungsprojekt zur AIDS-Prävention für das Medical College von Wisconsin. Die Interviews dauerten durchschnittlich zwei Stunden. Bis auf zwei Ausnahmen stimmten alle Befragten einer Tonband-Aufzeichnung zu. In den meisten Fällen kontrollierten die Befragten später selbst den Ausdruck ihres transkribierten Interviews. Um die Anonymität der Befragten zu wahren, werden hier Pseudonyme verwendet, die sich die Befragten selbst ausgesucht haben.

als die Hälfte der Eltern der Befragten nichts von der Homosexualität ihrer Söhne (fast 70% der Väter und mehr als 50% der Mütter). Wesentlicher Grund hierfür war die Angst vor einer Zurückweisung durch die Familie. Deshalb konnten sich die meisten Schwulen nur gegenüber anderen Schwulen outen. Als "Überlebensstrategie" entschieden sich einige Homosexuelle dafür, ihre Homosexualität völlig geheim zu halten. Wegen der geringen sozialen Sichtbarkeit von Homosexualität konnten Schwule and Schwule lediglich in bestimmten Badehäusern, auf der Straße, in *presszó* (Cafés), auf Privatpartys und auf öffentliche Toiletten treffen. Wesentliche Motivation für diese Treffen mit andere Schwulen war die Suche nach Sexualpartnern, da das Entwickeln und Aufrechterhalten einer längeren, deutlicher sichtbaren, "normalen" Partnerschaft unrealistisch erschien oder unter den gegebenen Umständen sogar undenkbar war.

1983 war die gesellschaftliche Akzeptanz der Homosexualität nach Aussage von rund 80% der Befragten ausgesprochen schlecht: Lediglich die "anständigen" Homosexuellen konnten auf ein gewisses Maß an sozialer Anerkennung hoffen – wobei unter "Anständigkeit" die Geheimhaltung der homosexuellen Präferenzen verstanden wurde. Aber vielen erschien das lebenslange Vortäuschen von "Normalität" als ein zu hoher Preis für eine "erfolgreiche" soziale Integration. Allgemein gingen die Befragten davon aus, dass die Situation für Homosexuelle in anderen Ländern – in Westeuropa, in den USA oder auch in Ostdeutschland –, wo Schwule ihr Leben nicht als Gefangene ihres Doppellebens verbringen mussten, besser sei als Ungarn. Gleichwohl wurden auch einige negative Beispiele – die Sowjetunion and Rumänien – erwähnt.

Diskriminierung und Zurückweisung erfuhren die Befragten in den unterschiedlichsten gesellschaftlichen Bereichen. Dazu gehörten die negative öffentliche Meinung zur Homosexualität, Probleme am Arbeitsplatz u. a. in Zusammenhang mit Beförderungen (für manche Stellen war ein "normaler" familiärer Hintergrund Voraussetzung), Schwierigkeiten bei der Wohnungssuche für alleinstehende Männer, das Fehlen eines gesetzlichen Rahmens für das Zusammenleben gleichgeschlechtlicher Paare, ein Mangel an "soziokultureller Infrastruktur" für Homosexuelle (es gab keine schwulenfreundlichen Ausgehmöglichkeiten und kein Organisationen, an die man sich wenden konnte), sowie die gängige Polizeipraxis, in bestimmten Kriminalfällen Homosexuelle zu Verdächtigen zu machen.

Verglichen mit den 80er Jahren hat sich die gesellschaftliche Vorstellung von Homosexualität heute signifikant verändert. Einerseits zeigen sich in den Ergebnissen positive Aspekte homosexuellen Lebens, die 1983 vollständig fehlten. Andererseits hat sich der Raum für soziale Repräsentation der Homosexualität mit der Verbesserung der "soziokultureller Infrastruktur" und der Sichtbarkeit der Homosexualität vergrößert und klarer gegliedert: schwule und lesbische Organisationen können nun offen "homosexuelle Interessen" vertreten, und Schwulenbars können ein "zivilisiertes" Umfeld für Sozialleben und Vergnügungen anbieten als einstigen geheimen Szenen (wie beispielweise öffentliche Toiletten). Im Jahr 1996 wurde ein gesetzlicher Rahmen für das Zusammenleben gleichgeschlechtlicher Partner geschaffen, wenngleich dieser eher einem unverheirateten Zusammenleben ähnelt als einer eingetragenen Lebenspartnerschaft (und damit eher eine symbolische Bedeutung hat als praktische Vorteile). Nichtsdestoweniger gibt es – wenn auch in etwas geringerem Ausmaß – in Familien und am Arbeitsplatz Diskriminierungen und Bedrohungen der Identität, die sich als Zusammenspiel von Verheimlichung und Enthüllung

vollziehen. An dieser Stelle sei noch angemerkt, dass sich die Vorstellung, Homosexualität sei mit der Ausübung wichtiger öffentlicher Ämter unvereinbar, in einer relativ neuen Bestimmung des Staatsschutzes findet: Seit 1998 müssen Bewerber für hohe Posten im Staatsdienst das so genannte C-Formulär ausfüllen, das unter anderen Fragen zu möglichen homosexuellen Beziehungen enthält. Diese Praxis impliziert die Annahme, Homosexualität sei ein (staatliches) Sicherheitsrisiko.

Bei der Untersuchung der Terminologie, die die Befragten zur Selbstdefinition gebrauchen, stellte sich heraus, dass auch der Raum für die soziale Repräsentation gleichgeschlechtlicher Beziehungen größer geworden ist. In den 80er Jahren definierten sich die Befragten selbst fast ausschließlich als *Homosexuelle* oder als *Männer, die sich für Männer interessieren*. Ende der 90er hingegen können wir eine graduelle Unterscheidung der Wortbedeutungen von "meleg" (schwul) und "homoszexuális" (homosexuell) erkennen – wobei "meleg" für die meisten Befragten als geeigneterer, selbst gewählter, weniger beschränkter Rahmen für ihren "homosexuellen Lebensstil" angesehen wurde. Einige Befragten berichteten außerdem von Versuchen, den traditionell negativ besetzten Begriff "buzi" (vergleichbar etwa mit "Tunte" oder "Schwuchtel") neutral zu verwenden. Diese Sprachveränderungen können als Ausdruck eines verstärkten Anspruchs auf Selbstbestimmung der ungarischen Männer, die sich zu Männern hingezogen fühlen angesehen werden.

Ist es gut, schwul zu sein?

Glauben wir rund einem Drittel meiner Befragten, so lautet die Antwort: Ja, in Ungarn lässt sich heute gut oder wenigstens relativ gut schwul leben. Mehr als die Hälfte der Befragten war aber anderer Meinung und äußerte die Überzeugung, die Situation sei für Schwule in Ungarn auch heute eher nicht gut. Schließlich gab es eine dritte Position, der zufolge die Frage nach der sexuellen Orientierung keine wichtige Rolle spiele, wenn es darum geht zu entscheiden, ob das Leben in Ungarn angenehm ist oder nicht.

Warum? Ist es denn überhaupt gut, in Ungarn zu leben? Manchmal ja, manchmal nein, aber das hat nicht unbedingt mit deinem Schwulsein zu tun (András, 38).

Natürlich haben wir einige besondere Probleme, die Heteros nicht haben, aber das sind doch viel weniger als unsere übrigen Probleme (Noffir, 19).

Bei ihrer Einschätzung der Situation in Ungarn zogen meine Befragten verschiedene Punkte zum Vergleich heran: am häufigsten die Vergangenheit ()

Aus meinen Interviews ging hervor, dass Homosexualität an sich durchaus als eine gute Sache angesehen wird: Sie bringt ein interessanteres und aufregenderes Leben mit sich und führt zu mehr Sensibilität, größerer Arbeitskraft und Kreativität. Eine typische Erklärung hierfür war die folgende:

Was sie [die Homosexuellen] in sich unterdrücken mussten, das wandeln sie in intellektuelle Kreativität um (Endre, 50).

Bei der Beschreibung positiver Aspekte ihres schwulen Lebens betonten die Befragten ihr Bedürfnis nach Alternativen zur hetero-normativ maskulinen Geschlechterrolle:

Ich verstehe mich sehr gut mit Frauen. Ich habe keine Aggressionen, keine "Stierkämpfe" in meinem Leben. ... Ich glaube, ich bin emotional viel offener als die Heteros, die ich kenne. Die stehen immer nur mit großen Augen da und begreifen gar nichts (Bálint, 22).

Es ist ja allgemein bekannt, dass Männer mehr verdienen als Frauen. Ein Haushalt, der aus zwei Männern besteht, hat also ein höheres Einkommen, ganz zu schweigen von der Tatsache, dass keine Ehefrau versorgt werden muss (Gabi, 24).

Ich habe wirklich keine Lust, als gewöhnlicher, heterosexueller Mann zu leben: arbeiten, abends ein Bier trinken, Frau, Kinder, Wochenendhaus – eingesperrt in diese Männerkiste (Kálmán, 69).

Mehr zu sehen, mehr zu fühlen ... die Möglichkeit, auf der Straße zu weinen, und niemand kann verdammt nochmal etwas dazu sagen, denn: Ja, ich bin eine heulende Tunte und was zum Teufel geht dich das an? Wissen Sie, ich bin sicher, dass auch Männer gerne weinen (Rudolf, 33).

Ich persönlich liebe es nicht, unter Druck gesetzt zu werden durch den Zwang, eine Familie zu gründen und zu versorgen. Ich mache was ich will, und habe dazu sogar genug Geld. Hört sich das komisch an? Nun, alles ist relativ: während andere zu Hause bleiben, um sich um die Kinder zu kümmern, arbeite ich und bezahle Steuern. Während andere mir im Namen Gottes sogar meine bloße Existenzberechtigung absprechen wollen, unterstütze ich sie mit meinen Steuern. Alles hat seinen Preis (TS, 32).

Außerdem betonten die Befragten ihr Bedürfnis, zu einer Gemeinschaft zu gehören. Dieses Bedürfnis entsprang vor allem den negativen Erfahrungen, die sie als Angehörige einer Minderheit – manchmal auch mehrerer – gemacht hatten.

Ich bin viel ehrgeiziger als andere. Wie andere Bürger zweiter Klasse, zum Beispiel junge Zigeuner oder auch Frauen ganz allgemein, muss ich aus einer benachteiligten Position heraus viel aufholen (Simon, 19).

Wir entwickeln eine Art defensiver und offensiver Allianz, eben weil wir all soziale Außenseiter sind. Es ist gut zu wissen, dass du mit deinen Problemen nicht alleine bist, und ähnliche Probleme halten Menschen zusammen (Miklós, 44).

Ich bin jüdisch und ich bin schwul. Das bringt mich inmitten dieser Masse heterosexueller "gojs" in eine seltsame Außenseiter- und Beobachterposition. Dieser Status verleiht mir stärkere Sensibilität den Leiden anderer Menschen gegenüber und die Fähigkeit, die Absurditäten zu genießen (Ruben, 48).

Ein möglicher positiver Aspekt schwulen Lebens wurde von der Befragten als die glückliche Erfahrung beschrieben, "sich selbst zu finden", in einer langen, manchmal aufreibenden Suche nach Identität.

Ich bin gerne schwul, weil ich sein kann, was ich möchte. So kann ich selbst sein (Szabi, 28).

Schwulsein ist ein ermüdender Lernprozess, aber es kann einen offener machen (Viktor, 41).

Es klingt paradox, aber gesellschaftliche Ablehnung kann Schwulen auch bilden: sie begegnen sozialen Themen und Phänomenen, von denen sie sonst gar nichts wüssten. Für uns ist Selbstfindung eine Frage des Überlebens. Heteros dagegen können in fast jeder Phase ihres Lebens vorgefertigten Mustern folgen, mit denen sie die Medien, die Familie, die Konventionen, die Moral usw. versorgen (TS, 32).

Wir haben gesehen, dass die positiven Aspekte des schwulen Lebens im heutigen Ungarn hauptsächlich in drei Dimensionen beschreiben wurden: auf gesellschaftlicher Ebene wurden sie als Kritik am stereotyp erlebten heterosexuellen Männlichkeitsideal präsentiert, auf interpersoneller Ebene als Bedürfnis nach der Bildung von und der Zugehörigkeit zu Gemeinschaften und auf der persönlichen Ebene als Notwendigkeit der Selbstreflexion.

Trotzdem zeigte sich immer noch mehr als die Hälfte der Befragten mit ihrem schwulen Leben in Ungarn unzufrieden. Zu den Hauptursachen hierfür gehörten Vorurteile, Ablehnung, Konservatismus, das Fehlen einer "gesunden Einstellung" der Gesellschaft, kurz: die Tatsache, dass "Homophobie charakteristisch für die Identität der Mehrheit ist" (Jeandarc, 31). Etwa die Hälfte der Befragten wurde aufgrund ihrer Homosexualität mindestens einmal im Leben körperlich oder verbal misshandelt. In sechs Fällen wurden Probleme am Arbeitsplatz erwähnt: nach der Entdeckung ihrer Homosexualität wurden Befragten entlassen, nicht befördert oder zumindest sozial isoliert. In einem Fall wurden die homoerotischen Wünschen eines Ehemannes im Scheidungsverfahren gegen ihn verwendet, in einem anderen wurde ein Mann aus seiner religiösen Gemeinde ausgeschlossen, und in einem extremen Fall kam es zu einer Gefängnisstrafe wegen homosexueller Handlungen (als der Betroffene noch in Rumänien lebte). Viele Befragten berichteten von verbalen Attacken. So beklagten beispielweise viele die Benutzung des Wortes "buzi" als Schimpfwort – was auch dann sehr verletzend sein kann, wenn man persönlich gar nicht gemeint ist:

"Hülye buzi" (dumme Schwuchtel) – die Leute sagen das einfach so. Eigentlich sollte mir das egal sein. Es ist mir aber nicht egal, weil nicht gut ist was das bedeutet (Koppány, 24).

Ein öffentliches Coming-out hatte gewöhnlich negative Konsequenzen. Dies brachte einige Männer der Stichprobe zu dem Schluss, es sei besser, Homosexualität nur im privaten Umfeld auszuleben und alle Formen "unanständigen" Verhaltens zu vermeiden, um akzeptiert zu werden.

In meinen Augen sind diejenigen mit schlechten Erfahrungen auch selbst für ihre schlechte Behandlung verantwortlich. Das liegt an ihrer provokativen Art. Ich glaube, die Leute sind viel toleranter, als Schwule sich vorstellen können (Béla, 48).

Ich habe noch nie schlechte Erfahrungen gemacht, aber man sieht mir auch nicht an, dass ich schwul bin. Ich benehme mich immer angemessen (Jakob, 47).

Beim Auftreten als Schwuler "Extravaganz" zu vermeiden scheint für viele noch immer eine brauchbare Strategie der Anpassung zu sein. Natürlich kann "Extravaganz" dabei ganz unterschiedlich verstanden werden:

Die Situation ist eigentlich nicht so schlecht, aber natürlich marschiere ich nicht mit einem Schild um Hals durch die Straßen, auf dem steht, dass ich schwul bin (Feconi, 22).

In anderen Ländern wird es langsam trendy, schwul zu sein. Das ist ein bisschen extrem. Man sollte das nicht zur Schau stellen (Lindoro, 20).

Es gibt diese aggressiven Schwulen, die sich bemühen, Argumente für die Überlegenheit von Schwulen zu finden, aber über die kann ich nur lachen (Márk, 27).

Die Annahme, die solchen Tarnstrategien zugrunde liegt, ist einer "privaten Homosexualität" – d. h. die Interpretation der Homosexualität als Privatangelegenheit. Ihr

steht ein anderer Ansatz gegenüber, dem zufolge Homosexualität eine öffentliche Angelegenheit ist.

Schwulsein hat verschiedene Dimensionen: man hat es in sich, man lebt es aus und man tut es mit einem gewissen Selbstbewusstsein. Praktisch ausleben kann man es in einer Partnerschaft, aber auch als Aktivist in einer Gruppe ... Wenn Sie mich fragen: wenn man das Thema in Ungarn heute ernst nimmt, dann muss man Aktivist werden (János, 36).

Zusammenfassung

Die Interviews mit homosexuellen Männern über ihre soziale Situation stützen die Annahme, dass die gesellschaftliche Vorstellung von Homosexualität im heutigen Ungarn als Bedrohung der (homosexuellen) Identität interpretiert werden kann. Die Berichte enthielten Hinweise auf Ängste und negative Erfahrungen in Zusammenhang mit Familie und Arbeitsumfeld. Der Aufbau der Identität wird wesentlich von einem Klima sozialer Ablehnung beeinträchtigt, das mit dem Glauben einhergeht, homo- und heterosexuelle Kategorien ließen sich klar voneinander abgrenzen, und – als Konsequenz – auch verbunden ist mit diskriminierenden gesellschaftlichen Praktiken (die in institutionellen Einrichtungen wie etwa der Gesetzgebung zum Ausdruck kommen). Diese Interpretation wurde durch jene Befragten gestützt, die sich gegen eine konzeptionelle Einheit der Homosexualität im Sinne eines symmetrischen Gegenpols zur Heterosexualität wandten und auch gegen Vorstellungen von der Homogenität homosexueller Repräsentationen. In diesem Zusammenhang scheint die Aussage plausibel, dass sexuelle Praktiken ihre identitätsstiftende Wirkung lediglich durch mit ihnen verbundenen sozialen Bedeutungen erlangen.

Die Interpretation homosexueller Identität als eine Art bedrohter Identität und die Untersuchung der Bedrohungen, die in der gesellschaftlichen Vorstellung von Homosexualität zum Ausdruck kommen, werfen die Frage auf, ob homosexuelle Identität ohne das sie bedrohende soziale Umfeld überhaupt existieren würde. So betrachtet erscheint homosexuelle Identität wie eine soziale Fiktion, die durch gesellschaftliche Diskriminierung erzeugt wird und nicht wie ein wesentlicher Pfeiler individueller Identität.

Literatur

Breakwell G. Coping with threatened identities. London: Methuen; 1986

Kassai M. Egy szubkultúra vizsgálata. Szakdolgozat. Budapest: ELTE Szociológia Tanszék; 1983 (Unveröff. Manuskript.)

1 Aus dem Englischen von Arne Dekker, Hamburg

2 Ich fand meine Befragten durch Anzeigen in dem einzigen in Ungarn erscheinenden Schwulenmagazin Mások (sowohl in der gedruckten als auch in der elektronischen Ausgabe im WorldWideWeb). Außerdem wandte ich ein Schneeball-Verfahren an. Zehn junge

Männer gewann ich über meine Arbeit in einem Forschungsprojekt zur AIDS-Prävention für das Medical College von Wisconsin. Die Interviews dauerten durchschnittlich zwei Stunden. Bis auf zwei Ausnahmen stimmten alle Befragten einer Tonband-Aufzeichnung zu. In den meisten Fällen kontrollierten die Befragten später selbst den Ausdruck ihres transkribierten Interviews. Um die Anonymität der Befragten zu wahren, werden hier Pseudonyme verwendet, die sich die Befragten selbst ausgesucht haben.

Ph. D. Judit Takács

Institute of Sociology · Hungarian Academy of Sciences

Úri u. 49

H-1014 Budapest

Email: nyul@socio.mta.hu